

# Phantasiereise in die Welt eines dementiell veränderten Menschen

## „Zuhause ist ein Gefühl“

---

Ich bin müde. So unendlich müde.  
Meine Füße schmerzen und meine alt  
gewordenen Gelenke tun mir weh. Aber  
ich kann nicht aufhören zu laufen. Immer  
und immer wieder gehe ich denselben  
Weg. Ich bin auf der Suche, aber  
wonach, das weiß ich nicht. Merkwürdig  
getrieben fühle ich mich, rastlos und mit  
einem Gefühl tiefer innerer Verzweiflung.  
Dieses Gefühl ist mein Antreiber, ich



spüre das unbedingte Bedürfnis etwas erledigen zu müssen. Unendlich angestrengt  
versuche ich wieder und wieder Zugang zu finden zu diesem Gefühl, versuche  
krampfhaft mich zu erinnern, aber es will mir nicht gelingen. Mein Kopf ist seltsam  
leer, ganz leicht fühlt er sich an und gleichzeitig doch auch so schwer. Ich suche und  
suche in mir, aber alles ist irgendwie verdreht und ich kann nicht greifen was sich in  
mir bewegt.

In meinen Gedanken laufe ich im Kreis und habe das Gefühl nie ankommen zu  
können. Meine innere Welt ist irgendwie verzerrt, unscharf und verschwommen.  
Manchmal ist es, als würde ich den Weg aus diesem Labyrinth finden und dann, je  
näher ich dem Ausgang komme, löst sich alles auf, verschwimmt vor meinen Augen.  
Verzweifelt drehe ich mich in alle Richtungen, suche nach Hinweisen, laufe und  
laufe, noch ein wenig schneller, aber es bleibt ein Labyrinth. Alles sieht gleich aus  
und ich fühle mich so entsetzlich hilflos, das ich anfangs zu weinen und laut zu rufen.  
Es muss mich doch jemand hören. Muss mir doch den Weg zeigen können. Oder bin  
ich etwa ganz allein in dieser Welt?

Eine Frau kommt zu mir und legt den Arm um mich. Ich kenne sie nicht, nie zuvor in  
meinem Leben habe ich sie gesehen. Aber sie kennt meinen Namen. „Leni“, das bin  
ich. Das weiß ich, aber ich kann meinen Namen gar nicht mehr schreiben. Ich  
versuche es immer wieder, aber es will mir nicht gelingen- „Leni“ sagt sie zu mir, „nun  
komm mal mit mir, es gibt doch jetzt Mittagessen.“ Mittagessen um diese Uhrzeit? Es  
ist doch mindestens schon abends, denke ich empört. Aber welcher Abend, das  
weiß ich nicht. Und überhaupt will ich an diesem Ort gar nicht sein. Alles ist so groß  
und hell, lange Flure mit vielen Türen und alles sieht so gleich aus. Immer wieder öffne  
ich auf meinem Weg die Türen, es muss doch irgendwo der Ausgang sein! Vielleicht  
gibt es in einem der Schränke eine Karte, eine Beschreibung, welchen Weg ich  
gehen muss? Ich schaue immer wieder in die Schränke und manchmal finde ich  
sogar etwas, das aussieht wie eine Landkarte. Manchmal sind Berge auf der Karte,  
oder Häuser oder ein großes Wasser. Aber wenn ich sie umdrehe, um zu lesen  
wolang ich gehen muss, kann ich nichts erkennen.

Es ist wie eine fremde Sprache. Ich sehe manchmal Buchstaben, aber sie sind für mich willkürlich aneinandergereiht, ich kann die Wörter einfach nicht lesen. Sie ergeben keinen Sinn. Und dann vergesse ich die Karten wieder und muss stattdessen in den Schränken aufräumen. Es erstaunt mich wie unordentlich es dort oft ist. Ich falte die Wäsche, so wie ich es einst von meiner Mutter gelernt habe. Meine Mutter? Ja, ich erinnere mich plötzlich an sie. Jetzt, mit dem gefalteten Tuch in meinen Händen sehe ich sie ganz deutlich vor mir. Ich schließe die Augen und rieche ihr Parfum. Tränen rinnen über meine Wangen und ich fange an laut nach ihr zu rufen: „Mama, Mama, Mama hörst Du mich? Bitte komm doch und hilf mir!“

Ich fühle eine Hand in meiner und in diesem Moment bin ich so unendlich froh. Jetzt wird alles gut. Meine geliebte Mama ist da. Sie ist gekommen um mich zu beschützen. Sie wird mich hier rausholen. Ich öffne die Augen und will sie umarmen. Aber da steht wieder nur eine Frau, die ich nicht kenne. Energisch und bestimmt schiebt sie mich aus dem Zimmer und sagt dabei: „Leni jetzt ist es wirklich genug. Du kommst jetzt mal mit mir mit und setzt Dich jetzt mal schön da hin. Dann mache ich Dir den Fernseher an und da kannst Du bis zum Essen mal noch Fernsehen gucken. Und dabei tust Du mal schön Deinen Kaffee trinken.“ Was redet diese Frau da? Ich verstehe sie nicht. Einen schönen Kaffee soll ich trinken? Was ist denn ein „schöner Kaffee“? Ich weiß nicht was sie von mir will, was soll ich tun?

Ich mag nicht mit ihr mitgehen. Aber ich bin erschöpft vom vielen laufen und meine alten Knochen sind müde und gebrechlich. Die Frau zieht energisch an meinem Arm, sie ist viel stärker als ich, ich spüre, ich habe gar keine andere Wahl, als mich von ihr mitnehmen zu lassen. Sie führt mich durch einen langen Flur, dann durch eine Tür und wieder durch einen langen Flur, und noch eine Tür...hört das denn niemals auf? Das Licht ist so grell, es blendet mich und ich fühle mich so entsetzlich unwohl. Viele andere Menschen begegnen uns, alte gebrechliche Menschen, manche im Rollstuhl, manche die noch laufen, schieben so einen komischen Wagen vor sich her. Und viele von ihnen sitzen einfach nur so da und schauen vor sich hin. Ob sie wohl auch darauf warten das jemand kommt und sie abholt?

Und dann gibt es da noch Menschen, die haben weiße Hosen an. Merkwürdig, oder ist heute vielleicht Sonntag? Die Weißhosen sind alle hektisch, laufen hin und her, schieben große Wagen über den Flur und haben manchmal sogar Handschuhe an. Warum das denn? Also kalt ist es hier ja nun wirklich nicht. Wobei, doch, es ist kalt hier. Aber es ist nicht mein Körper der friert, sondern es ist vielmehr mein altes Herz. Das spüre ich plötzlich ganz deutlich.

Wie bin ich nur hier her gekommen? Und was mache ich bloß hier? Wozu soll es gut sein hier zu sein? Ich will weg, ganz weit weg. Ich will nach Hause. Und plötzlich weiß ich es, ZUHAUSE, das ist, wonach ich so verzweifelt suche. Auf einmal habe ich ein unsagbar geborgenes Gefühl in mir, das mich ganz tief wärmt. So sehr, dass auch mein Herz gar nicht mehr friert. Während mich die fremde Frau nach diesem langen Weg an einen Tisch setzt rieche ich den Duft von warmen frisch gekochten Essen. Ich atme ihn tief ein und mit diesem Geruch taucht ein Bild in mir auf. Ich sehe unsere alte Küche, in der meine Oma am knisternden Ofen sitzt und einen neuen warmen Pullover für mich strickt.

Meine geliebte Mama steht an unserem ganz besonderen Herd vor dem großen dampfenden Topf und kocht das Mittagessen für uns. Und auf einmal weiß ich es ganz deutlich... Zuhause, das ist ein Gefühl. Und dann sehe ich plötzlich noch eine Küche. Sie ist warm und ganz urig, ein kleiner Hund liegt wohlighin zusammengerollt in seinem gemütlichen Körbchen und an dem großen Tisch in der Mitte sitzt ein Mann. Mein Mann. Als ich ihn erkenne, weiß ich warum ich ganz dringend gehen muss. Er wartet doch auf mich!! Ich stehe auf und will sofort gehen. Aber wieder steht eine fremde Frau neben mir und sagt ich soll mich wieder hinsetzen. Nein, das will ich nicht. Das geht nicht. Ich will zu meinem Mann und nichts und niemand wird mich davon abhalten können. Immer wieder sage ich das ich zu meinem Mann nach Hause gehen will. Er wartet doch auf mich. Und er braucht mich, sehr sogar. Ich habe mich immer um ihn gekümmert, habe immer für ihn gesorgt, habe zeitlebens für ihn getan was er mit seiner Kriegsverletzung nicht selbst für sich erledigen konnte. Und dann ist da ja auch noch unser kleiner Hund Max. Mein Mann kann doch gar nicht mit ihm rausgehen, das muss ich ja machen. Und Futter hat er heute sicher auch noch nicht bekommen. Warum versteht die fremde Frau das denn nicht? Sie wirkt ein wenig hilflos und fordert mich immer wieder auf mich hinzusetzen. Als ich mich weiter weigere sagt sie in gereiztem Ton: „ Leni, Du brauchst Dich nicht mehr um Deinen Mann zu kümmern, er wartet auch nicht mehr auf Dich, er ist tot und jetzt iss mal schön Dein Mittagessen.“ Was? Wie bitte? Mein Mann ist tot? Das kann nicht sein. Das darf nicht sein. Sie muss sich irren. Ich will jetzt sofort zu ihm! Abgrundtiefe Verzweiflung macht sich in mir breit. Ich erhalte eine so schreckliche Nachricht und soll mich wieder hinsetzen und Mittag essen? Und dann auch noch „schön“? Wie soll das gehen? Jetzt muss ich doch erst recht hier weg und Zuhause nach dem rechten sehen. Niemand kann mich hier festhalten. Ich werde laufen so weit mich meine Füße tragen und solange, bis ich den Weg aus diesem Labyrinth gefunden habe. Das spüre ich tief in mir drin ganz deutlich. Es treibt mich an, weiter und weiter. Ich stehe auf und laufe los, niemand kann mich zwingen sitzen zu bleiben und zu essen. Rastlos laufe ich wieder über die langen Flure, geblendet von dem grellen Licht. Jeden Menschen, der mir entgegenkommt frage ich nach dem Weg. Aber ich verstehe die Antworten einfach nicht. Nur vereinzelt mal ein Wort. Es ist wie mit den Karten. Wenn es um meinen Weg nach Hause geht, sprechen für mich alle eine fremde Sprache.

Ich laufe und laufe, hin und her, und mit jedem Schritt wächst meine abgrundtiefe Verzweiflung. Ich weine, ich rufe, aber niemand scheint mich zu hören. Meine Welt ist wie ein Vakuum, in dem ich eingeschlossen bin. Ganz alleine. Selbst die Weißhosen sind jetzt merkwürdig weit entfernt. Ich sehe sie, sie laufen vorbei, sie sagen etwas zu mir, aber ich höre ihre Stimmen verzerrt und sehe ihr Bild verschwommen. Ich fühle mich so entsetzlich alleine in dieser Welt. Und auf einmal spüre ich, ich bin ganz alleine in dieser Welt. Ich erkenne, dass ich diese Welt nicht mehr verlassen kann. Der einzige Weg führt über eine Brücke, über die ich aber nicht gehen kann. Diese Brücke ist eine Einbahnstraße, die nur von außen zu mir in meine Welt führt und die jedes Mal neu gebaut werden muss, weil sie immer nur eine gewisse, sehr begrenzte Zeit trägt. Ich komme an einem schönen alten Sofa vorbei, daneben steht eine große Uhr, die mich an irgendetwas erinnert. An was genau weiß ich nicht, aber bei ihrem Anblick fühle ich so etwas wie Geborgenheit. Erschöpft setze ich mich hin.

Tief in mir drin bin ich sehr, sehr traurig, wütend, verzweifelt und müde, unendlich müde. Meine Augen fallen mir zu und ich schlafe ein.

Als ich wach werde, sitzt eine Frau neben mir. Sie sagt sie ist meine Tochter Anne. Komisch, ich kenne sie gar nicht. Neben ihr sitzt eine von den Weißhosen, mit vielen Zetteln und einem Stift. Sie schreibt auf was ihr Frau Anne erzählt. Sie nennen es Biografie. Ich höre ihnen zu und ahne sie sprechen über mich. Denn tatsächlich, ich verstehe zwar nicht alles von dem was Frau Anne sagt, aber ich fühle das es stimmt, das ich der Mensch bin, dessen Geschichte sie erzählt. Und auch wenn ich es nicht ganz zuordnen kann, höre ich ihr gespannt zu...

Meine Mutter Magdalena wurde am 5. Januar 1930 in die Anfänge des dunkelsten Kapitels deutscher Geschichte geboren, als viertes Kind einfacher und sehr bescheidener Leute. Auf dem Land aufgewachsen, lebten die Kinder zwar in ärmlichen Verhältnissen, aber sie hatten Zugang zu freiem Spiel und einen guten Kontakt zu Nachbarn, Verwandten und Freunden. Man half sich gegenseitig wo man konnte und besonders gerne tauschten die Kinder untereinander Murmeln aus. Meine Mutter liebte ihre Puppe heiß und innig, sie hat sie bis in hohe Alter aufbewahrt. Ja tatsächlich, es stimmt, in einem der Zimmer hier, es soll wohl meines sein, sitzt eine Puppe, die ich oft in den Arm nehme, sie halte und mit ihr spreche. Immer wenn ich sie in meinen Armen wiege, steigt eine Erinnerung in mir auf. Da gab es mal ein kleines Mädchen, das ich genau so im Arm gehalten habe. Und wenn die Puppe in Wahrheit dieses kleine Mädchen ist?

Frau Anne erzählt weiter: Im Elternhaus meiner Mutter spielte Religion eine große Rolle, der sonntägliche Kirchgang war ein festes Ritual. Auch der Sonntagskaffee mit der ganzen Familie gehörte immer dazu. Es waren keine leichten Zeiten, aber trotzdem verbrachte meine Mutter eine glückliche Kindheit, in der Disziplin, Ordnung, Werte und Tradition ebenso Platz fanden wie unbeschwertes Kinderspiel, v.a. draußen in der Natur. Meine Mutter war eine gute Schülerin und hätte gerne noch mehr gelernt. Der Zugang zu einer Berufsausbildung blieb ihr jedoch aufgrund der damaligen Umstände verwehrt. Der Beginn des 2. WK läutete dann auch abrupt das Ende ihrer Kindheit ein und nahm jede Unbeschwertheit von ihr. Meine Eltern haben nie viel über ihre Kriegserlebnisse gesprochen, sie wollten einfach nur vergessen, wie sie immer dann sagten, wenn ich danach fragte. Ich ahne aber die vielfältigen traumatischen Erlebnisse Beider, egal ob als Frau alleine in der Heimat im Luftschutzbunker oder als Mann an der Front. Manchmal kamen die Erinnerungen doch, ausgelöst durch aktuelle Bilder in den Nachrichten und dann habe ich meine Mutter heimlich weinen gesehen.

An der Stelle rinnen auch mir beim Zuhören auf einmal Tränen über das Gesicht. Ein dunkles, unendlich schweres Gefühl steigt in mir auf, dass ich ganz tief in mir vergraben habe. Wenn es sich zeigt bekomme ich eine entsetzliche Panik und ein so enges Gefühl in meiner Brust, als würde ich ersticken. Manchmal höre ich an diesem Ort hier Sirenen oder ein lautes Piepen, das mir schreckliche Angst einflößt. Ich weiß nicht warum, ich kann nicht greifen was dann mit mir passiert, aber es weckt eine schreckliche Erinnerung in mir. Ich habe auch Angst vor engen Räumen und dunklen Fluren. Ich versuche mich auch zu wehren, wenn eine der Weißhosen mich hier in ein

Bett bringen will. Sie schütteln immer die Decken so sehr und legen sie auf mich drauf, dass ich Angst habe darunter begraben zu werden und nie mehr Tageslicht zu sehen. Ich vergesse es bald darauf wieder, aber wann immer diese Situation da ist, habe ich schreckliche Angst und versuche mich zu wehren.

Ich höre Frau Anne sagen: Die Kriegsgeneration hat entsetzlich gelitten, jeder auf seine Weise. Dieser grausame, sinnlose Krieg kannte nur Verlierer und hat meine Eltern um ihre Jugend gebracht. Sie spielten bereits als Kinder miteinander und verloren sich dann in den Kriegswirren aus den Augen. Als sie sich wiedertrafen, waren beide von den Nöten, Entbehnungen und schrecklichen Erlebnissen gezeichnet. Innerlich und äußerlich. Die Kriegsverletzung meines Vaters, der an der Front ein Bein verloren hatte, hielt meine Mutter nicht davon ab den weiteren Lebensweg mit ihm gemeinsam zu gehen. Ich habe sie immer dafür bewundert wie sehr sie sich für meinen Vater und für uns Kinder aufgeopfert hat. Mein jüngerer Bruder kam bei einem Unfall im Alter von 8 Jahren ums Leben, das war ein unendlich schwerer Schlag für meine Mutter, den sie nie ganz verwunden hat. Trotzdem hat sie sich immer für andere engagiert, geholfen wo sie konnte und als es nötig wurde auch ihre Mutter bis zu deren Tod gepflegt. Ihr Vater, mein Opa, starb sehr früh, wie genau das weiß ich nicht. Ich kenne ihn nicht. Ich denke, für ihn war die Last zweier Kriege einfach zu viel.

Meine Mutter selbst musste auch einige Krankheiten und gesundheitliche Schwierigkeiten in ihrem Leben bewältigen, und war doch immer für uns da. Auch meinen Vater hat sie bis zu seinem Tod liebevoll gepflegt und umsorgt. Beide hatten sie sich sehr gewünscht es im Alter zusammen ein wenig schön zu haben, aber auch meinen Vater haben seine inneren und äußeren Narben aus der Kriegszeit zeitlebens mehr belastet, als er uns gezeigt hat.

Immer hat meine Mutter nur gearbeitet, gemeinsam mit meinem Vater hat sie für ein kleines Glück gekämpft. Das Häuschen, das sie sich gebaut haben, war für uns alle immer ein Zufluchtsort, an dem stets ein Stück selbstgebackener Kuchen auf uns wartete. Alle Familienfeste haben wir im Kreise unserer Verwandten und Freunde dort gefeiert. Das war uns immer sehr wichtig und in der Erinnerung bleiben viele glückliche Stunden lebendig.

Beim Zuhören steigt plötzlich ein ganz warmes Gefühl in mir auf. Mein alter Körper tut mir weh und doch bin ich auf einmal merkwürdig glücklich. Ich habe viele kleine Bilder in meinem Kopf, die meisten sind seltsam verschwommen, aber einige wenige auch ganz klar. Sie sind wie kleine Puzzleteile, die ich aber nicht zu einem großen Bild zusammenfügen kann, weil jedes Mal ein paar Teile fehlen. Immer bleibt da so eine undefinierbare Leere in meinem Kopf, bleibt das diffuse Gefühl in mir nicht greifbar, dass diese Krankheit, die wie eine dunkle Wolke über mir schwebt und mir stets einen Schritt voraus ist, in mir hinterlässt. Aber jetzt gerade ist gar nicht wichtig das ich ein genaues Bild sehe, was ich fühle reicht in diesem Moment vollkommen aus. Ich spüre eine tiefe Sehnsucht nach diesem Ort mit dem selbstgebackenen Kuchen. Ich weiß nicht mehr wo dieser Ort ist, aber plötzlich denke ich, vielleicht ist das WO auch gar nicht so wichtig.

Vielleicht gibt es ja auch viele solcher Orte, an denen ich so sein kann wie ich bin, wie mein Leben mich gemacht hat und an dem es wieder selbstgebackenen Kuchen für mich gibt. Wenn Zuhause ein Gefühl ist, dann ist es zwangsläufig auch immer dort wo ich Herzenswärme, Geborgenheit, Zuneigung und Wertschätzung erfahre und an dem ich verstehe und verstanden werde.

Ich muss lächeln, als ich so vor mich hin träume, bis mich die Stimme von Frau Anne unsanft aus meinen Gedanken reißt. „Mutti, Du wohnst jetzt hier“ sagt sie. Ich bringe Dir noch ein paar Deiner Sachen und ich komme Dich auch besuchen, wenn ich kann. Aber Du weißt ja das ich sehr weit weg wohne.“ Nein, das weiß ich nicht und was ist überhaupt besuchen? Ich verstehe ihre Worte nicht mehr richtig und fange an zu weinen. „Hier bleibe ich nicht“, sage ich. Frau Anne antwortet: „Aber Mutti, Du weißt doch das es nicht mehr anders geht. Ich kann mich nicht um Dich kümmern. Du musst hier bleiben.“ Nein, Nein, Nein, denke ich und sage es auch. Immer wieder das gleiche Wort, das so deutlich zu meinem Gefühl passt, das es das richtige Wort in dieser Situation sein muss. An diesem Ort hier bleibe ich nicht, weil ich ihn nicht verstehe und weil so sehr ich auch suche, ich das Gefühl Zuhause hier nicht finde.

Warum versteht mich keiner? Gibt es hier wirklich Niemanden der mir helfen kann?

Oder gibt es hier nicht vielleicht doch auch etwas, an dem ich mich festhalten kann? Etwas, das mir Orientierung gibt, Schutz und Ruhe. Etwas, das mir hilft mich zu erinnern, weil es sich vertraut anfühlt, weil sein Geruch mir ein undefinierbares Gefühl von Wärme und Geborgenheit vermittelt, ohne dass ich das genau beschreiben muss. Aber wo finde ich das ? Und was überhaupt kann das sein?

Ich will ankommen, auch wenn ich das Ziel nicht kenne.

Ich bin einen langen Weg gegangen durch dieses Leben. Ich sehne mich nach einem Ort, an dem ich zur Ruhe kommen kann, an dem ich so sein darf, wie ich jetzt gerade bin, ein Ort der mich wärmt und in dem es auch einen Platz für meine eigene Welt gibt.

*Ich weiß nicht, ob ich diesen Ort noch finden kann, aber wenn Ihr, die meine Geschichte lest, einmal alt seid, dann wünsche ich Euch, dass ihr ihn für Euch findet. Ich wünsche Euch, dass es immer eine Hand gibt, die Euch führt, in einer Welt, die ihr dann vielleicht nicht mehr verstehen könnt, so wie ich meine nicht mehr verstehe.*



*Ich wünsche Euch ein Licht, das Eure Dunkelheit erhellt und ich wünsche Euch Begegnungen jenseits von Worten, in denen ihr die Liebe und die Wertschätzung fühlen könnt, die ein altes Leben, mit all seinen Narben, Beschwerlichkeiten und Veränderungen, so sehr verdient hat.*

*Denn Zuhause ist kein Ort, Zuhause – das ist ein Gefühl.*

Jana Schaubé

03.03.2020